

AUSLAND

Exilantin Machado mit
Anhängern in Panama

**»Dieses Regime kann
mich nicht aufhalten«**

SPIEGEL-Gespräch Venezuelas bekannteste Oppositionspolitikerin María Corina Machado sitzt in Panama fest und wartet auf die Rückkehr, die ihre eigenen Verbündeten hinausjögern.

Dieser gesichtslose Besprechungsraum im fünften Stock eines Hotelturms in Panama City – ein Tisch, ein paar Stühle – ist wohl der letzte Ort, an dem Machado, 58, gerade sein möchte. Ende Juni, kurz nachdem zwei verheerende Erdbeben Venezuela erschüttert hatten, versuchte die Oppositionsführerin, in ihre Heimat zurückzukehren. Doch es gibt Grenzen, die auch eine Friedensnobelpreisträgerin nicht überwindet. Jetzt ist sie hier gestrandet: eine Exilantin ohne festen Wohnsitz, ohne Büro.

Jahrzehntlang hatte sich die rechtskonservative Machado gegen das sozialistische Regime in Caracas gestemmt. 2023 ließ Machthaber Nicolás Maduro sie von der Kandidatur für die Präsidentschaftswahl ausschließen, wegen Unterstützung eines »Umsturzversuchs«. Nachdem Maduro sich 2024 zum Sieger erklärt hatte und Proteste blutig niederschlagen ließ, ging Machado in den Untergrund. Im Winter 2025 gelang ihr auf dramatische Weise die Flucht; in Oslo nahm sie den Nobelpreis für ihren Einsatz für Demokratie entgegen.

Wenig später war Venezuela nicht mehr dasselbe. Am 3. Januar verschleppte ein US-Militärkommando Maduro – so, wie Machado es mehrfach gefordert hatte. Es schien, als wäre sie, die seit Langem enge Kontakte zur US-Regierung pflegt, am Ziel. Doch Präsident Donald Trump setzte zur Überraschung vieler nicht auf Machado, sondern auf Maduros Stellvertreterin Delcy Rodríguez, die nun Anweisungen aus Washington ausführt.

Seit Monaten pendelt Machado, die aus einer katholischen Industriellenfamilie stammt und deren drei erwachsene Kinder seit Jahren im Ausland leben, zwischen Madrid und Washington, wo sie unter anderem für ihre Rückkehr wirbt. Umfragen zufolge würde sie eine Wahl in Venezuela mit großem Abstand gewinnen. Doch wegen ihres früheren Rufs nach einer Intervention wird sie in ihrer Heimat weiter juristisch verfolgt.

SPIEGEL: Frau Machado, wie kommt es, dass Sie noch immer hier in Panama sind und nicht längst zurück in Venezuela?

Machado: Als meine Heimat von diesen schrecklichen Erdbeben erschüttert wurde, war ich fest entschlossen, zurückzureisen. Ich spürte, dass ich an der Seite des Volkes sein musste. Zweimal habe ich es versucht, aber es war unmöglich. Das Regime hat so entschieden. Andererseits bekam ich nicht die Unterstützung, die ich brauchte. Ich bit-

te um Verständnis, dass ich nicht näher ins Detail gehen kann.

SPIEGEL: US-Medien berichteten, dass Sie eine Maschine nach Curaçao bestiegen hätten, der unterwegs die Landeerlaubnis entzogen wurde.

Machado: Ja. Wir mussten in der Luft umkehren.

SPIEGEL: Das zweite Flugzeug, das Sie Tage später aus Panama gebucht hatten, wollte Sie gar nicht erst mitnehmen.

Machado: In diesem Fall wurde der Airline mitgeteilt, dass die venezolanischen Behörden wegen der Erdbeben den Luftraum geschlossen hätten. Man muss sich das mal vorstellen: Sie nehmen diese humanitäre Katastrophe zum Vorwand, um einen Linienflug mit mir zu stoppen.

SPIEGEL: Wie erklären Sie sich das?

Machado: Angst, ganz einfach. Dabei geht es nicht um mich, es geht allein um unser Volk. Um unsere Bestimmung, frei zu sein. Nicht aufzugeben, bis wir ein Land haben, in das all die Millionen Menschen, die in den vergangenen Jahren vor der Armut oder vor politischer Verfolgung flohen, heimkehren können. Dafür kämpfe ich, und egal was dieses Regime tut: Es kann mich nicht aufhalten. Eines Tages bin ich wieder da. Die Frage ist nicht ob, sondern nur wann.

SPIEGEL: Wenn Sie einfach an einer Landgrenze aufschlagen würden, würde Übergangspräsidentin Delcy Rodríguez ihre Andeutungen wahr machen und Sie festnehmen lassen?

Machado: Ich weiß es nicht und will nicht spekulieren. Wir werden sehen.

SPIEGEL: Hätten Sie gewusst, dass es so schwierig werden würde, nach Venezuela zurückzukehren – hätten Sie im Dezember 2025 darauf verzichtet, nach Oslo zu reisen, um Ihren Nobelpreis persönlich in Empfang zu nehmen?

Machado: Ich frage mich an jedem Tag meines Lebens: Wo bin ich am nützlichsten? In den vergangenen zwölf Jahren, in denen mir das Regime die Ausreise verbot, haben mir so viele Leute gesagt: Du musst gehen! Du musst uns aus dem Ausland unterstützen! Ich war immer davon überzeugt, dass ich in Venezuela nützlicher bin. In dem Augenblick aber, als aus Oslo die Nachricht kam, dass ich den Preis erhalten würde, war mir klar, dass unser Kampf nun weltweite Aufmerksamkeit bekommen würde. Diese Möglichkeit war einzigartig. Ich konnte sie mir nicht entgehen lassen, auch wenn ich ahnte, dass es hart und schmerzhaft werden würde.

SPIEGEL: Erzählen Sie uns vom Tag Ihrer Flucht!

Machado: Meine Mitarbeiter und ich hatten die Aktion lange geplant. Wir wussten, wir mussten aufpassen. Die Leute, die involviert waren, mussten absolut vertrauenswürdig sein. Für das Regime war es in diesen Wochen eine Obsession, mein Versteck zu finden, und manchmal kam es mir so vor, als wären sie sehr nah. Mehrere meiner Helfer, die mir unter anderem das Essen brachten, sind festgenommen worden.

SPIEGEL: Wo hielten Sie sich damals auf: in einer Wohnung in Caracas? Einem Haus auf dem Land?

Machado: Kann ich nicht sagen. Diese Art von Information könnte Leute in Gefahr bringen. Auch wenn Maduro weg ist, sein repressives System ist weiterhin da. Es gibt noch immer mehr als 300 politische Gefangene. Teams unserer Bewegung »Vente Venezuela«, die Spenden in das Erdbebengebiet bringen, werden bedroht. Was ich sagen kann: Ich habe insgesamt an 14 verschiedenen Orten gewohnt, völlig allein, komplett isoliert.

SPIEGEL: Wie haben Sie es angestellt, Maduros Leuten nicht ins Netz zu gehen?

Machado: Wir haben in den vergangenen Jahren Hunderte Menschen über die Grenze gebracht, Freunde, Kollegen, die politisch verfolgt wurden. Diese Erfahrung hat uns geholfen, auch wenn das Risiko in meinem Fall natürlich noch mal größer war. Also, so viel: Am Anfang gab es eine lange Straße Richtung Küste. Immer wieder mussten wir an Checkpoints halten, doch sie ließen uns passieren.

SPIEGEL: Saßen Sie im Wagen, oder lagen Sie im Kofferraum?

Machado: Im Wagen. Mit Sonnenbrille und blonder Perücke. Dann kam die Etappe mit dem Boot. Es war der Horror. Es schüttete und stürmte, irgendwann trieben wir völlig orientierungslos übers offene Meer. Das Navigationsgerät funktionierte nicht mehr, das Satellitentelefon auch nicht, und die Starlink-Antenne empfing kein Signal. Als es dunkel wurde, rief ich dem Fischer, der das Boot steuerte, zu: Hey! Du brauchst kein GPS! Dein Großvater hat dir doch bestimmt beigebracht, wie man die Sterne liest! Im Ernst, ich hatte eine Höllenangst. Es war ein wirklich kleines Boot. Einmal, als es in ein metertiefes Wellental hinunterfiel, schlug ich auf der Metallbank auf. Ich konnte nicht mehr atmen und wusste da noch nicht, dass ich mir einen Rückenwirbel gebrochen hatte.

SPIEGEL: Es gab ein Happy End. Ein zweites Boot, das auf dem Ozean auf Sie gewartet



Federico Parra / AFP



Leonardo Fernandez Vitoria / REUTERS

Übergangspräsidentin Rodríguez, Suche nach Verschütteten des Erdbebens: »Humanitäre Katastrophe als Vorwand«

hatte, brachte Sie nach Curaçao, von wo aus Sie nach Oslo weiterflogen.

Machado: Das einzige Happy End wäre ein freies Venezuela.

SPIEGEL: Wochen später überschlugen sich die Ereignisse. Am 3. Januar stürmten US-amerikanische Elitesoldaten einen Militärkomplex in Caracas, nahmen Maduro fest und brachten ihn nach New York, wo ihm wegen Drogenhandels und Terrorismus der Prozess gemacht wird. Wie haben Sie diesen Tag erlebt?

Machado: Ich verbrachte ihn mit meinen Kindern, die ich vor meiner Ausreise mehrere Jahre lang nicht gesehen hatte, und erholte mich von meiner Rücken-OP. Ich muss gestehen: Als ich Maduro in Handschellen sah, spürte ich ein Gefühl der Erleichterung. Es war ein großer Schritt auf unserem Weg, die venezolanische Demokratie wiederherzustellen. Gerechtigkeit, eine Perspektive, das ist das, was die Menschen wollen. Wir reden hier über das Land mit den größten Ölreserven der Welt. Es ist obszön, dass 86 Prozent der Bevölkerung in Armut leben. Das muss aufhören, und dies geht nur, wenn wir unsere rechtsstaatlichen Institutionen wieder aufbauen.

SPIEGEL: Als Sie die Bilder sahen, dachten Sie da: Jetzt geht alles ganz schnell? Ihre Rückkehr, die Abwicklung der Diktatur, Wahlen. Es schien damals, als wären Sie Ihrem Ziel sehr nah.

Machado: Natürlich war das das, was wir alle uns erhofft hatten. Aber ich verstehe auch, wie komplex diese Prozesse sind. Ich verstehe die Sorge mancher Verbündeter, dass Chaos und Gewalt ausbrechen könnten, wenn das Regime stürzt, so wie es in Län-

dern wie Afghanistan oder dem Irak der Fall gewesen ist.

SPIEGEL: Aber Sie teilen sie nicht?

Machado: Nein. Ich habe immer wieder darauf hingewiesen, dass das nicht vergleichbar ist. In Venezuela haben wir es mit einer homogenen, vereinten Gesellschaft zu tun, auch wenn Maduro alles daran setzte, sie zu spalten. Wir haben keine ethnischen Konflikte, keine religiösen Spannungen, keine Kriege mit unseren Nachbarstaaten. Dazu kommt: Venezuela ist ein Land mit einer alten demokratischen Kultur. Die Bedingungen, die es für einen friedlichen, geordneten Übergangsprozess bräuchte, sind erfüllt. In meinen Augen ist Venezuela bereit.

SPIEGEL: Die Amerikaner hatten die Sorge, dass Sie im Gegensatz zu Delcy Rodríguez nicht die Unterstützung der Streitkräfte hätten.

Machado: Sie haben ja gesehen, was am 3. Januar passiert ist. Was hat das Militär getan, um Maduro zu verteidigen?

SPIEGEL: Nicht viel. Bei dem Einsatz fiel nicht ein amerikanischer Soldat.

Machado: Sehen Sie! Am Ende sind die Militärs Venezolaner wie alle anderen. Sie wollen, dass sich etwas ändert.

SPIEGEL: Hat es Sie gewundert, dass US-Präsident Donald Trump es bei Maduros Festnahme beließ und nicht das ganze Regime zum Einsturz brachte?

Machado: Alle, mit denen ich während der vergangenen Monate in Washington über die Ziele dieser Operation gesprochen habe, haben mir versichert: Worauf die Regierung hinarbeite, sei ein Übergang zur Demokratie.

SPIEGEL: US-Außenminister Marco Rubio hat wenige Tage nach Maduros Entführung

einen Plan skizziert, der drei Phasen vorsieht: Stabilisierung der Wirtschaft, Wiederaufbau der Institutionen und am Ende dieser parallel verlaufenden Prozesse: freie und faire Wahlen.

Machado: Verschiedene Auffassungen haben wir nur, was den zeitlichen Ablauf betrifft. Was ich wahrnehme, ist eine wachsende Dringlichkeit. Das Erdbeben vom Juni hat die Wut auf das Regime noch mal verschärft. Es vergingen Tage, bis es Hilfe in die betroffenen Gebiete schickte. Bei vielen Menschen schlägt die Not gerade in Verzweiflung um. Der Ruf nach Veränderung wird lauter.

SPIEGEL: Trumps Leute, liest man, hätten Ihnen geraten, geduldiger zu sein.

Machado: Und ich sage ihnen, dass die Menschen die berechnete Erwartung haben, dass der Übergang innerhalb einer vernünftigen Frist abläuft. Je länger es dauert, desto größer wird die Ungewissheit. Wenn das Vertrauen in den Prozess schwindet, kann es dazu führen, dass die Wut in Gewalt umschlägt. Deshalb bin ich davon überzeugt, dass meine Anwesenheit helfen würde, diese Energie in geordnete Bahnen zu lenken. Mich auszusperrern, facht sie eher an.

SPIEGEL: Worum geht es den USA in Venezuela: ums Öl? Oder darum, andere Mächte wie Russland oder China aus der Region zu verdrängen?

Machado: Um alles das und noch viel mehr. In den USA gibt es so viele Interessengruppen wie in keinem anderen Land der Welt. Den einen geht es ums Geschäft, den anderen um Sicherheit oder geopolitische Stabilität. Wieder anderen um Menschenrechte oder Demokratie. Alle aber wissen: Ohne

geordneten Übergang werden keine Investitionen in ein Land fließen, das in weltweiten Rankings zur Rechtssicherheit den letzten Platz belegt. Den Amerikanern, die Migranten abschieben wollen, sage ich: 65 Prozent der Venezolaner in den USA wollen zurück. Das sind Hunderttausende, die freiwillig gingen, wenn ihr Wahlen organisiert!

SPIEGEL: Zählt der Wiederaufbau der Demokratie bei all diesen verschiedenen Interessen zu Trumps Prioritäten? Er scheint ganz zufrieden mit seiner neuen Kolonie.

Machado: Ich denke, das zählt durchaus zu seinen Prioritäten. Für mich als liberale Bürgerin aus der westlichen Hemisphäre ist das entscheidend.

SPIEGEL: Schwer zu glauben, dass dies ausgerechnet einem wie Trump, der die Demokratie in seinem eigenen Land fortwährend attackiert, ein Anliegen ist.

Machado: Es gibt verschiedene Auffassungen über interne Angelegenheiten in den USA. Aber es steht mir nicht zu, darüber zu urteilen.

SPIEGEL: Sie müssen vorsichtig sein, was Sie sagen, um Ihren wichtigsten Verbündeten nicht zu verprellen.

Machado: Ich muss da sehr deutlich sein: Der einzige Staatschef, der das Leben seiner eigenen Bürger für das Schicksal der Venezolaner aufs Spiel gesetzt hat, war der Präsident der USA. Das erkenne ich an. Deshalb habe ich ihm Mitte Januar die Medaille meines Nobelpreises überreicht. Und auch, wenn wir noch nicht am Ziel sind: Venezuela ist schon jetzt ein anderes Land. Teile des Repressionsapparats wurden aufgelöst. Das Regime ist unter Kontrolle. Rodríguez folgt den Befehlen der Amerikaner. Die Leute trauen sich wieder auf die Straße, um zu demonstrieren. Ich habe neulich zum ersten Mal seit 15 Jahren live ein Interview gegeben, das auch im Staatsfernsehen übertragen wurde.

SPIEGEL: Es muss frustrierend sein, wenn Trump Rodríguez als »wunderbare Person« bezeichnet und gleichzeitig erklärt, Sie hätten weder genug Unterstützung noch ausreichend Respekt, um einen Übergangsprozess zu gestalten.

Machado: Wenn ich in diesen 27 Jahren, die der Chavismo an der Macht ist, eins gelernt habe, ist es dies: Bleibe der Wahrheit und deinen Prinzipien treu. Tu, was du tun musst. Mit »Vente Venezuela« haben wir den Bürgern und unseren Verbündeten gegenüber Vertrauen aufgebaut. Wir haben bewiesen: Unserem Wort kann man trauen.

SPIEGEL: Täuscht der Eindruck, oder kommt Trump mit dem alten, autokratischen Regime so gut zurecht, dass er es gar nicht loswerden will?

Machado: Ich denke, der Eindruck täuscht. Auch weil es einem anderen Erzfeind in die Karten spielen würde. Vor ein paar Tagen hat das venezolanische Regime den 100. Geburtstag des kubanischen Revolutionsführers Fidel Castro groß gefeiert. Daran sehen Sie, wie sie wirklich ticken.

SPIEGEL: Die Frage Ihrer Rückkehr ist dabei nur ein Punkt, bei dem sich die Amerikaner querstellen. Auch als sich vor Kurzem zum ersten Mal seit Jahren Vertreter von Regierung und Opposition zu Gesprächen trafen, waren Sie als wichtigste Politikerin der Opposition außen vor. Warum?

Machado: Da müssen Sie andere fragen.

SPIEGEL: Im Mai gab es hier in Panama ein Treffen, an dem alle relevanten Oppositionsparteien teilgenommen haben. Am Ende stand ein Manifest, in dem es hieß: Bei Gesprächen mit der Regierung würden Sie die Delegation der Opposition anführen.

Machado: Wir hatten harte Diskussionen, und am Ende stand diese Entscheidung, die sogar von Linken mitgetragen wurde, die früher Hugo Chávez unterstützten. Uns war wichtig, die Einheit der demokratischen Parteien zu erhalten. Leider gibt es manche, die nicht Wort gehalten haben.

SPIEGEL: An Ihrer Stelle haben die USA Dinorah Figuera zur Verhandlungsführerin ernannt, eine seit Langem im Exil lebende frühere Abgeordnete, die 2023 in Abwesenheit zur Präsidentin der Nationalversammlung gewählt wurde. Die letzte politische Institution, der die Amerikaner Legitimität zusprachen. Fühlen Sie sich von Frau Figuera repräsentiert?

Machado: Die Frage ist nicht, ob sie mich vertritt, sondern ob sie die Venezolaner vertritt – und die Venezolaner haben eine Führung gewählt, die nicht an diesem Tisch sitzt.

SPIEGEL: Was erhoffen Sie sich von diesen Gesprächen, die in den nächsten Monaten in der venezolanischen Hauptstadt Caracas fortgeführt werden?

Machado: Wichtigstes Ergebnis wäre ein vernünftiger Fahrplan für Präsidentschaftswahlen. Dazu die Neubesetzung der Nationalen Wahlbehörde, die den gesamten Abstimmungsprozess organisiert und überwacht, mit unabhängigen, ehrbaren Personen, so wie es die Verfassung vorschreibt. Aber wir dürfen nicht zu viel erwarten. In der Vergangenheit gab es immer wieder solche Dialoginitiativen. Jedes Mal saß Jorge Rodríguez mit am Tisch.

SPIEGEL: Delcy Rodríguez' Bruder, der Präsident der Nationalversammlung aus dem Maduro-Lager.

Machado: Er hat stets bekommen, was er wollte. Geld, Legitimität oder Zeit. Auch wenn die USA nun das Design dieser Verhandlungen entworfen haben, müssen wir sehr wachsam sein.

SPIEGEL: Halten Sie es für möglich, dass es am Ende einen Wahltermin gibt, Sie aber nicht kandidieren dürfen?

Machado: Alles ist möglich. Es wäre ja nicht das erste Mal, dass man mich ausschließt, aber die Venezolaner würden es nicht akzeptieren.

SPIEGEL: Fürchten Sie, beim Warten auf etwas, das womöglich niemals eintritt, das Momentum Ihrer Popularität zu verlieren?

Machado: Popularität interessiert mich nicht. Mir geht es um Vertrauen, und das behalte ich, indem ich weiter ehrlich sage, was ich denke. Ich bin nicht wichtig. Es geht um die Menschen in Venezuela, und deshalb gehe ich irgendwann zurück.

SPIEGEL: Wann wird es so weit sein?

Machado: Bald.

SPIEGEL: Frau Machado, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

5

US-amerikanische Soldaten bei Festnahme von Ehepaar Maduro: »Das Regime ist unter Kontrolle«

